Invaliden daheim.

Pershings Verwundete erzählen, wie sie den großen Geschützen bei Cambrai gegenüber standen.

Von Donald L. Breed.

(Vom Committee on Public Information, Washington, D. C.)

Wenn man einen Ausdruck höchsten Erstaunens auf dem Antlitz eines Mitmenschen ausgeprägt sehen will, so frage man einen Soldaten, der in Frankreich gewesen ist, ob er glaube, daß die Alliierten einen militärischen Sieg erringen würden.

Ich sah diesen Ausdruck des Verwunderns in dem Antlitz eines Mannes, der die Schlachten bei Cambrai und Bapaume mitgemacht hatte. Er ist der Soldat G... von den elften Ingenieurs, gegenwärtig im Walter Reed-Hospital zu Washington, wo er sich in Behandlung befindet und binnen kurzem fast wieder so kräftig sein wird als zur Zeit, ehe er seine Wunde erhalten.

„Sicherlich werden wir gewinnen", sagte er. „Aber nicht in diesem Sommer und nicht in diesem Jahr. Ich weiß nicht, wann es sein wird, aber wir werden den Krieg auf deutschem Boden beendigen. Es gibt keinen anderen Ausweg. Wir müssen sie bis in ihre eigenen Grenzen zurücktreiben.

Soldat G... kämpfte bei Cambrai in der berühmten Schlacht vom 20. bis 30. November 1917.

Wenigstens glaubten wir damals, es sei eine ziemliche Schlacht gewesen", grinste er. „Das war, ehe wir wußten, wie eine wirkliche Schlacht aussah."

Die elften Ingenieurs hatten die Aufgabe zuerteilt erhalten, eine große Batterie von „Tanks" zu einem Vorstoß gegen die deutschen Stellungen vor Cambrai heranzubringen. Zuerst mußte das Geleise gelegt werden. Dort gab es Geleise beim Dutzend, welche sich nach jedem Punkt im Rücken der Kampflinien ausdehnten. Wie Arme eines Oktopus streckten sie sich aus. Das Legen der Geleise war so trefflich systematisiert, daß die Schwellen und Stahlschienen sich aneinanderfügten, wie mit Magit. Nach den Geleisen kamen die langen Züge, wo die Tanks auf flache Waggons geladen waren. Diese Züge wurden in die Nebengeleise gebracht und Planken von einem Waggon zum nächsten gelegt. Die Waggons waren durch Holzwerk verstärkt, um die Tragkraft zu erhöhen, und dann wurde die ganze lange Reihe der Tanks vom Zug herabgerollt.

„Hierzulande gibt's eine Menge Aufregung über einen einzelnen Tank", sagte Soldat G..., „aber dort sahen wir sie beim Dutzend, und dann zu Hunderten. Mir würde der Anblick einer Packard Limousine Vergnügen gemacht haben, blos der Abwechslung wegen."

„Das Abladen eines Zugs voll von Tanks hört sich leicht genug an, wenn jemand, der dabei half, es beschreibt. Manchmal rollte ein Tank fort; dann brachen Waggons zusammen, und es mußten neue hölzerne Stützen angebracht werden.

„Zur angesetzten Zeit begann die Offensive. Für jene Zeit war es eine große Offensive, und im Anfang war sie erfolgreich. Die britischen Truppen drangen vor und die Ingenieure hatten schön zu schwitzen, um hinten nachzukommen, Geleise zu bauen und darauf zu sehen, daß die Straßen passierbar waren. Die Kirchtürme des nur zweieinhalb Meilen entfernten Cambrai wurden endlich sichtbar, und Soldat G..., ebenso wie der Rest der Truppen, glaubte, die Wiedereinnahme der Stadt werde in ein paar Stunden sich vollzogen haben. Aber, wie jederman weiß, Cambrai ist nicht zurückerobert worden.

„Wir sahen einen deutschen Wurstballon auf uns zu segeln", fuhr Soldat G... fort. „Das erschien uns ziemlich sonderbar, aber wir hatten keine Zeit, uns die Sache zu überlegen. Dann, wie eine Bombe, kam der Befehl, zurückzugehen. Ich steckte nebst einem Haufen anderer Burschen in einem Laufgraben, und wir konnten beobachten, wie die Truppen sich über die Landstraßen hereinwälzten. Der Korporal fragte: „Was sollen wir tun? Es ist sicherer Tod, in das Feld hinauszukriechen, und bleiben wir hier, so wird Fritzie heranschleichen und uns finden."

„Nun, wir krochen heraus. Der Korporal wurde schon gleich getötet, und ich erhielt einen Büchsenschuß ins Bein. Es war nicht so schlimm, aber Sie sehen, ich konnte nicht mehr gehen. Ich wälzte mich umher und erwartete, daß ich jeden Augenblick getroffen werden würde. Ich sah, wie die Deutschen die Landstraßen entlang schwärmten und Patrouillen über das Feld schickten. Ein paar von ihnen kamen nahe zu mir und schauten mich an, und ich dachte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Aber alles was sie taten war, daß sie mir einen kleinen Fußtritt versetzten und komische Geräusche in ihren Kehlen machten. Ich vermute, es war ihre Absicht, mich später in eines ihrer Gefangenenlager zu bringen. Als ich schon so schwach und durstig war, daß ich glaubte, ich würde sterben, kam einer von ihnen daher und gab mir zu trinken. Ich wußte nicht, ob der Trunk nicht vergiftet sein möchte, aber ich trank es hinunter, und es ging.

„Nach langer Zeit schienen die Kolonnen Kehrt zu machen. Ich sah die Landstraßen hinab und sah die Deutschen zurückkommen. Der Grund dafür war, wie wir später erfuhren, daß die Coldstream Guards gerade zu rechter Zeit eingegriffen hatten. Ueberdies gefiel den Deutschen das Terrain nicht. Sie versuchten, eine Stellung auf dem Hügelrücken zu erlangen, und sie konnten das nicht fertig bringen. Ich lag dort draußen im Felde stundenlang, und die Entzündung, Hunger und das alles machte mich so schwach, daß es mir schließlich gleichgiltig war, was auch kommen würde.

„Dann fanden mich ein paar Leute mit einer Tragbahre. Es war ein langer Weg bis zum Hospital, und als ich schließlich ankam, hatte sich meine Wunde so verschlimmert, daß man mich narkotisierte und mir das Bein gleich unter dem Knie abnahm. Hätte ich noch einen Tag warten müssen, das wäre für mich „gute Nacht" gewesen."

Soldat G... machte eine lange Periode der Konvaleszenz in einem der Pariser Hospitäler durch und ist jetzt ins Walter Reed-Hospital geschickt worden, um ein künstliches Bein zu erhalten, so daß er eines Tages so gut wieder arbeiten kann, als ob er niemals die tragische Erfahrung durchgemacht hätte, die er mir erzählte.

Eine weit traurigere Geschichte erzählte mir ein junger Bursche, der bei einem Luftangriff auf ein Feldhospital, unterhalten von dem Harvard-Kontingent, einem der ersten, welche von hier aus hinüber geschickt worden waren, ernstlich verletzt wurde.

Er hatte sich nach harter Tagesarbeit in einem der Zelte zum Schlaf niedergelegt. So abgearbeitet war er, daß er kaum seinen Kopf auf das Kissen gelegt hatte, als er auch schon tief im Schlummer war. Wie lange er geschlafen haben mag, weiß er nicht, aber plötzlich riß ihn eine heftige Explosion nahebei rauh aus seinen Träumen. Er erwachte, wirr, und konnte sich nicht klar machen, ob er das Geräusch wirklich gehört habe oder ob es nur eine Illusion gewesen. Eine zweite Bombe, die ganz in der Nähe einschlug, brachte ihm Klarheit über diesen Punkt. Ehe er noch Zeit hatte, sich zu überlegen, was er tun solle, schlug eine dritte Bombe durch das Zeltdach und platzte auf dem Boden, wenige Schritte entfernt von ihm. Ein grünlicher Lichtblitz folgte, der einen üblen Geruch verbreitete; das war alles, was er verspürte. Dann verlor er das Bewußtsein. Als er aus seiner Betäubung erwachte, fiel ihm eine seltsame Gefühllosigkeit in seinen Beinen auf. Er schaute hin und bemerkte, daß eins seiner Beine in merkwürdiger Weise auf die Seite gedreht schien.

Als der Hospital-Steward hereinkam, um nach ihm zu sehen, lag er ruhig da. Es schien ihm völlig gleichgiltig zu sein, ob er sich je wieder werde bewegen können oder nicht. Der Hospitalbedienstete holte Hilfe und man brachte ihn zum Wundarzt. Als man ihn dorthin trug, sah er auf dem Wege, wie man einer Rotekreuz-Pflegerin ärztliche Hilfe angedeihen ließ, die infolge einer der Bombenexplosionen das Bewußtsein verloren hatte. Später hörte er, es habe ein Angriff feindlicher Flugzeuge stattgefunden. Man hatte geglaubt, ein Hospital werde vor solcher Heimsuchung geschützt sein, aber sie hatten dabei vergessen, mit welchem Feinde sie kämpften.

Der Wundarzt untersuchte ihn und stellte fest, daß beide Beine stark zerfleischt seien. Sie mußten beide abgenommen werden. Es war ein radikales Mittel, aber es blieb nichts weiter übrig. Dank den Fortschritten der modernen Wundarzneikunst wird auch dieser junge Bursche eines Tages wieder imstande sein zu gehen. Er wird aufrecht gehen können, aber nicht laufen, springen oder Tennis spielen können. Er hegt die Absicht, sich zum chemischen Ingenieur auszubilden und gedenkt auf dem technologischen Institut von Massachusetts seine Ausbildung zu vervollständigen. Man hat ihm die Versicherung gegeben, daß er seine neuen Beine frei genug benutzen kann, um seine Ingenieurskarriere ohne viel Beschwerde durchzuführen.

Das Ermutigendste aber hinsichtlich der kleinen Zahl von amerikanischen Soldaten, die verwundet heimgekommen sind, ist, daß man niemals ein Wort der Selbstdemitleidung über ihre Verletzungen zu hören bekommt. Ich habe zugehört, wie sie über ganz triviale Dinge geknurrt haben: das heiße Wetter, den „chow" oder darüber, daß sie wenig Urlaub erhalten konnten. Aber das gehört zur täglichen Arbeit; es ist eine Tradition im Militärleben, und es steckt ein Element des Komischen darin.

Für diese Leute ist es eine wichtige Tatsache, daß sie eine schwere Arbeit zu tun hatten und dabei ihr Bestes getan haben. Sie gehen nicht in den Krieg zurück; ihre Kämpfertage sind vorüber. Aber es herrscht bei ihnen nicht der Schatten eines Zweifels darüber, daß schließlich Erfolg unsere Bemühungen krönen wird. Sie haben beobachtet, wie unsere Soldaten an der lothringischen Front kämpfen. Sie kennen die Anstrengungen, welche diese Männer ertragen haben, und den Willen, der sie zum Siege treibt.

Ein Geschäftsmann. „Was? Fräulein Irma, die Tochter Ihres Prinzipals, wollen Sie heiraten? Die ist ja entsetzlich häßlich!"

„Macht nichts. — ich heirat' ja nicht bloß die Irma, sondern auch die Firma!"

Von der Schmiere. Direktor: „Die Bauern wollen durchaus, daß bei der heutigen Vorstellung von „Wilhelm Tell" in Wirklichkeit nach dem Apfel geschossen wird. Was tun wir nun, damit nichts passiert?"

Regisseur: „Da nehmen wir halt einen Kürbis!"

Die höhere Tochter. „Elsa, was verstehen Sie unter einem Fragment?"

„Eine Liebesgeschichte, in der sie sich nicht kriegen!"

Warum der Vogel singt.

Von K. Bretscher.

Wenn das Küchlein eben erst der Eischale entschlüpft ist, ja wenn es noch darin steckt, stößt es das bekannte Piepen aus, das offenbar ein Lustgefühl, eine gewisse Zufriedenheit bekundet. Gleichzeitig verfügt es noch über eine Reihe weiterer Laute, u. a. einen, den es ausstößt, wenn es sich unter den Flügel der Henne duckt, und der offenbar auf behagliches Befinden schließen läßt. Hunger wird, wie B. Schmid ausführt, durch rasches Piepen angezeigt. Eine Art Hilferuf ertönt, wenn ihm die Alten fern sind; beim Wiedersehen scheint ein kurzer Ruf die Befreiung aus der Beklemmung anzuzeigen. Wenn eine Katze durch den Hof läuft, ein Raubvogel vorüberfliegt, so ertönt ein anderer, der Gefahrruf. Ferner verfügt das Hühnchen schon in den ersten Tagen über einen Schmerzlaut. Die meisten dieser Laute ändern sich mit dem Eintritt der geschlechtlichen Entwicklung, so daß man von einer Art Stimmbruch sprechen kann, während andere verschwinden, um durch neue, dem ausgewachsenen Tiere eigene, ersetzt zu werden. Die Hähnchen machen Uebungen im Krähen, die Hühnchen im Gackern. Sättigung weckt einen anderen Laut als behagliches Ausruhen. Ein besonderer Ruf ist vernehmbar, sobald das Ei gelegt ist. Wird das Huhn verfolgt oder erschreckt, so erschallt der Angst- oder Schreckruf, der den ganzen Hühnerhof in Aufregung versetzt. Besonders zärtliche Locktöne sind der Gluchenne eigen, die die Jungen herbeirufen, aber, in anderer Stärke und Schnelligkeit ausgestoßen, sie auch warnen oder den Feind abschrecken sollen. Der aufmerksame Beobachter vermag auch hier ganz verschieden qualifizierte Laute zu erkennen. So verfügt das Huhn über eine reiche Anzahl von Rufen, die Freude und Schmerz, Wohlsein, Angst, Schreck, Zorn, Wut, die Gefühle der Mütterlichkeit und solche sozialer Art ausdrücken.

Dasselbe gilt nicht minder von den übrigen Vögeln, wenn auch deren Lautäußerungen viel weniger bekannt sind, da ihre Urheber nicht so leicht sich beobachten lassen wie das Huhn. Ihre Stimme ist immer der reflexartige Ausdruck von inneren Erregungen, Gefühlen, Stimmungen, Affekten. Aus dieser Grundlage hat sich dann offenbar der Gesang entwickelt, der seinerseits einer inneren Stimmung Ausdruck verleiht.

Die Lockrufe spielen im Leben der Vögel eine ganz besondere Rolle. Das Flugvermögen hat zur Folge, daß die Genossen in kürzester Zeit weit auseinander geraten können; da haben diese Laute die Aufgabe, sie wieder zusammenzuführen und beisammenzuhalten. Denn Geselligkeit ist vielen von ihnen Lebensbedürfnis. Gemeinsam suchen sie die Nahrung, sie wandern gemeinsam und brüten auch oft gesellig, so u. a. die Fischreiher und Schwalben. Da diese Rufe für die meisten Arten charakteristisch sind, finden sie sich meist in den ornithologischen Handbüchern angegeben. Häufig werden die Lock- zu Angstrufen dadurch, daß sie entsprechend der größeren inneren Erregung lebhafter und kräftiger ausgestoßen werden; so beim Buchfinken, während die Amsel und der Grünfink hierfür über besondere Laute verfügen.

Nach allgemein verbreiteter Ansicht haben die Lockrufe namentlich auch die Aufgabe, beim Zug die Reisegenossen beisammenzuhalten, um so mehr als die Wanderzüge meistens bei Nacht stattfinden. Vielen Vögeln sind hierbei wieder besondere Töne eigen, und der Kenner vermag auch im Dunkeln an den hohen oder tiefen, leisen oder lauten, hellen oder dumpfen, pfeifenden, schnarrenden, quäkenden, knarrenden, kurz ausgestoßenen oder langgezogenen, einfachen oder rasch wiederholten, feinen oder rauhen Lauten die Art, um die es sich jeweilen handelt, sicher zu erkennen. Neuerdings vertritt Hagen allerdings eine andere Ansicht. Nach seinen Beobachtungen reisen die Zugvögel für gewöhnlich nachts lautlos, rufen aber bei Tag oder durch nächtliche Lichter beunruhigt. Also wären diese Laute eher Warn- als Lockrufe, eine Mahnung zur Vorsicht.

Die Warnrufe der Vögel — am bekanntesten sind wohl die der Amsel — werden nicht nur von den Artangehörigen, sondern von der ganzen übrigen Tierwelt verstanden, und es ist zu auffällig, wie rasch alles im Dickicht und Gras Schutz sucht, wie völlig und plötzlich das lebhafteste Vogelkonzert verstummt, wenn von irgend einer Seite her das Nahen eines Sperbers angezeigt wird. Neue, sonst nicht gewohnte und vielfältige Laute entlockt die Zeit der Paarung; da entquellen den Vogelkehlen die zartesten, klangvollsten und reichsten Melodien. Da dieser Gesang nur oder fast nur den Männchen und eben nur zu dieser Zeit eigen, ist sein Zweck offenbar die Weibchen anzulocken und zu bezaubern. So sagt Naumann: „Die Nachtigall singt des Nachts, um die später kommenden, bei Nacht reisenden Weibchen anzulocken." Von ihrem Gesang geben übrigens A. und K. Müller eine recht ansprechende Schilderung: „Eine nächtlicherweile angelangte Nachtigall schmettert einen Triller, dessen Klang uns zauberhaft berührt, und nun folgt Strophe auf Strophe des Liedes im innigen Zusammenhang. Die Meisterin des Gesanges, die Königin Nachtigall schlägt. Ein edler Metallklang tönt aus ihrer Stimme in der Tiefe wie in der Höhe. Keiner davon ist unbedeutend, alle sind raumbeherrschend auch in ihrer sanften, zarten, klagenden Flötenweise. Seele spricht aus ihrem Gesang, Seufzen und Klagen, Kraft, Würde und Erhebung, Entzücken drücken sich darin aus. Dieses Tierchen ist keine Maschine, es ist ein seelenbegabtes Wesen. In diesem kleinen Herzen wohnen Empfindungen, die in rascher Folge wechseln und in der Wundergabe des Gesanges ihren Ausdruck finden. Glühendes Abendrot, goldener Frührotschein oder weiche mondbeglänzte Mainacht gehört dazu." Auch Voigt äußert sich, sie bringe Töne hervor, daß man sich kaum dem Eindruck entziehen könne, der Sänger bringe einen Wechsel vom Empfindungen und Stimmungen hervor, der an Menschliches heranreiche. Und in der Tat, warum sollen wir den Vögeln nicht zutrauen dürfen, sie singen aus Lust und Liebe, vor Wonne und Schmerz, jeder nach der Beschaffenheit seines Stimmorgans, namentlich aber auch nach seinen geistigen Eigenschaften. Lockt und bezaubert der Gesang die Weibchen, so erhöht er aber auch die geschlechtliche Erregung des Sängers, wie er die sexuellen Triebe des Weibchens weckt und steigert. Diese Erregung wird nur durch die Stärke hervorgerufen bei den schlechten Sängern, wie den Raubvögeln; durch die Klangfülle: Pirol. Beim Weidenlaubsänger ist offenbar der Rhythmus wichtiger, während bei den besten Sängern die Tonfolge ausschlaggebend sein dürfte.

Daß einzig die Männchen stimmbegabt seien, ist nur zum Teil richtig. Das Kuckuckweibchen antwortet mit Gekicher auf die Rufe des Männchens. Rotkehlchen- und Starenweibchen singen ebenfalls, wenn sie auch an Begabung nicht dem andern Geschlecht gleichkommen; dagegen lernt das Weibchen des Dompfaffen so gut singen wie das Männchen. Die Erscheinung ist überhaupt weiter verbreitet, als meist angenommen wird. Häcker findet den Unterschied im Bau des Stimmorgans bei beiden Geschlechtern nicht derart, daß er die verschiedene Singfähigkeit erklärte. Der Grund hierfür wäre in der Vogelpsyche zu suchen. Nicht bloß das Instrument, sagt er, sondern auch der Spieler kommen in Betracht. Darwin erklärt das geringere Sangesvermögen des Weibchens durch natürliche Zuchtwahl: beim Brüten und während es für seine Jungen sorgt, könnte es mit Lautäußerungen die Feinde auf sich und diese locken, was nicht im Interesse der Arterhaltung liegt. Aus dem gleichen Grunde sind ihm auch die schönen Farben des männlichen Geschlechts versagt. Wenn trotzdem die Weibchen einzelner Arten stimmbegabt sind, so läßt sich das so verstehen, daß das sekundäre Geschlechtsmerkmal des Gesanges durch Vererbung vom Männchen auf jene übertragen wurde.

Altum sieht im Vogelgesang einen schönen Beleg für seinen Satz von der Einheit des Naturganzen: Buntheit, Zartheit, Schönheit ist der Charakter des Laubwaldes; nur in ihm wohnen die bunt, mannigfaltig, lieblich singenden Rotkehlchen, Nachtigallen, Grasmücken. Dem Nadelwald sind Anmut, Zierde, Abwechslung fremd; da vernehmen wir Zirpen, Schnarren, kurze Strophen von Meisen, Misteldrosseln u. a. Die Bewohner des Rohres gleichen sich wie ein Schilfstengel dem andern; das Abgesetzte ihres Gesanges entspricht ganz dem Rohr. Eine Erklärung ist das selbstverständlich nicht, sondern mehr Schwärmerei als Wissenschaft. Auch ist die Zusammenstellung der Arten einseitig; so würden Kuckuck und Elster kaum in den Laubwald passen, den sie beträchtlich bewohnen. Nur beiläufig sei berührt, daß es unter den Vögeln auch Instrumentalmusiker gibt. Der Storch klappert mit dem Schnabel, der Specht erzeugt das bekannte „errr", indem er an dürre Astzinken klopft; die Heerschnepfe ruft durch eigenartige Flugbewegungen an den Schwanzfedern einen meckernden Ton hervor, daher sie auch Himmelsziege heißt; die Rohrdommel erzeugt ihr Ochsengebrüll mit Hilfe von Wasser, das sie in den Schnabel nimmt.

Die gefiederten Sänger haben auch eine besondere Art, ihre Lieder vorzutragen. Die Amsel setzt sich auf die oberste Spitze eines Baumes, der Hausrötel auf einen Dachfirst, die Schwalbe auf einen Telegraphendraht, der Wiesenschmätzer auf ein überragendes Kraut in der Wiese; meist wird also hiefür ein vorragender Standpunkt gewählt. Dann ist die ganze Persönlichkeit des Vogels dabei beteiligt. „Eine Mönchsgrasmücke", sagt Weinland, „zwitschert gewöhnlich ganz gemütlich, die Flügchen zwischen die Federn versteckt und auf ihren Bauch niedergeduckt, den Anfang ihres Liedes. Aber schon in dessen Mitte, wo die Melodie lauter wird, erhob sie sich allmählich; dann richtete sie sich mehr und mehr hoch auf, reckte Hals und Kopf empor, sträubte die Kopffedern und stieß nun in stolzer Haltung mit dem größten Pathos jene herrlichen Flötentöne hervor, mit denen ihr Gesang schließt. Hatte sie geendigt, so hüpfte sie stolz mit aufgerichtetem Häubchen hin und her und setzte sich wieder." Manche Sänger steigen beim Vortrag ihrer Lieder in die Luft und kehren, wie der Baumpieper, im Gleitflug singend wieder zu ihrem Baum zurück. Hiebei überpurzelt sich der Steinschmätzer mehrmals. Die Lerche läßt nur im Flug ihre schmelzenden Weisen erschallen, laut schmetternd im Aufstieg, leiser und verhallend bei der Rückkehr. Alle Sänger entfalten bei der Ausübung ihrer Kunst ihre höchste Kraft, und man muß sich oft nur wundern, woher die kleinen Kehlen die Tonfülle nehmen, die ihnen entrollt.

Sind die Lautäußerungen den Vögeln angeboren oder erlernt? Alle die eingangs erwähnten Laute und Rufe des Hühnchens sind offenbar angeboren, instinktiv. Aehnliche und verdienstvolle Untersuchungen hat Morgan am Teichhuhn gemacht und hier ebenfalls eine ganze Reihe angeborner Laute je mit verschiedener Bedeutung festgestellt. Da die Tierchen in Abwesenheit der Alten aufgepäppelt wurden, kann über den instinktiven Charakter dieser Töne und über ihren suggestiven Einfluß auf die Artgenossen kein Zweifel bestehen, wenn auch sehr bald der Einfluß von Erfahrungen und Assoziationen sich geltend macht. Beim eigentlichen Gesang ist jedenfalls der flötende oder pfeifende, zwitschernde, kreischende Charakter der Stimme ererbt. Ob dies für die Singweise auch zutrifft, ist eine andere Frage. Bechstein ließ Buchfinkeneier durch Kanarienvögel ausbrüten und die Jungen durch diese aufziehen. Trotzdem diese ihresgleichen weder gesehen noch gehört hatten, sangen sie im nächsten Frühling doch nach Finkenart. Von andern Züchtern wird angegeben, daß in gleicher Weise aufgezogene Buchfinken keine rechte Melodie erlernten. Drei jung, zu verschiedenen Pflegeeltern gebrachte Hänflinge eigneten sich je deren Gesang an. Junge Dompfaffen nahmen bei Kanarienvögeln den Gesang dieser letztern an. Dr. Fischer-Sigwart in Zofingen beobachtete eine Amsel, die den Gesang ihrer Art nie gehört hatte und nun mit langgezogenen, schönen und melancholischen Tönen flötete, aber die Amselmelodie nicht fertigbrachte. Also gilt auch in der Vogelwelt, daß Hans nicht mehr lernt, was Hänschen nicht gelernt hat. Offenbar spielen in diesem Vermögen, sich Melodien anzueignen oder Ererbtes zur Geltung zu bringen, nicht nur artliche, sondern auch individuelle Unterschiede mit. Nur bis zu einem gewissen Grad ist die Melodie dem Vogel angeboren, und dies ist sein natürliche Mitgift, die zugleich die Beschränkung seines Sinnes für Harmonie bedeutet.

Neben der artlichen bestehen aber auch individuelle Verschiedenheiten in der Wiedergabe der Melodien. Das trifft nicht nur zu für unsere besten Sänger, wie Amsel, Schwarzkopf, Gartenspötter, sondern auch für solche, deren Kunst weniger hoch geschätzt wird. So arm z. B. der Schlag des Buchfinken an Abwechslung erscheinen mag, bei aufmerksamer Beobachtung nimmt man doch leicht Unterschiede wahr in der Tonhöhe, der Klangfarbe, der Klangfülle, der Zahl der einzelnen Schläge, der Zusammensetzung der ganzen Strophe. Daher hat die Ansicht der Kundigen, daß der Gesang auch der gegenseitigen Erkennung der Individuen voneinander diene, gewiß viel Berechtigung.

Eine weitere Bedeutung des Gesanges findet Altum darin, daß er dazu diene, die Grenzen der Brut- oder Nährreviere festzustellen. Tatsächlich nehmen viele unserer Vögel bestimmte Gebiete für sich in Anspruch, die sie gegen Eindringlinge nachdrücklich behaupten. Die jungen Meisen werden von den alten aus ihrem Bereich verjagt, wenn sie erwachsen sind. Nun kann der Gesang dem allfällig neuen Zuzug angeben, daß das Gebiet besetzt ist und der Versuch einer Ansiedelung nicht ohne Widerstand abgehen wird. Wie futterneidisch die Vögel im allgemeinen gegen ihresgleichen sind sehen wir im Winter oft genug. Die Ansicht Altums stimmt auch ganz gut mit der Tatsache überein, daß gerade einzelne gute Sänger eine verborgene Lebensweise führen und durch ihre Anwesenheit verraten, wie daß sie bei der Ausübung des Gesanges einen Platz wählen, von dem aus sie den Umkreis beherrschen. Nun ist aber die Lautgebung der Vögel auch Wettgesang. Wenn im Frühling ein Buchfink seinen Schlag ertönen läßt, wird sicher sein Nachbar auch den seinigen anstimmen; dieser reizt den ersten wieder und so setzt sich das Spiel oft lange Zeit fort. Voigt teilt eine ähnliche Beobachtung von der Nachtigall mit: „In bedrohlicher Nähe sangen zwei Männchen einander an; ohne Pause schloß sich Strophe an Strophe. Wenn auch deren Aufbau aus einem oder zwei Hauptteilen noch gewahrt blieb, so doch alles hitzig und in eiligem Tempo. Crescendo-Bildungen, Uebertragen von Motiven in verschiedene Tonlagen, Auskosten süßer Laute gabs hier nicht." In der Wahl des Standpunktes zum Vortrag der Lieder liegt unzweifelhaft auch eine gewisse Herausforderung, die wenn nicht beabsichtigt, doch bewirkt wird vermöge des suggestiven Einflusses, den der Gesang auszuüben vermag. Insofern beim Weibchen eine solche Beeinflussung möglich ist und ähnliche Gefühle weckt wie die, die ihn veranlaßten, wird auch der Sänger den größten Erfolg in der Bewerbung haben, der durch seine Stimme den größten Eindruck hervorzurufen imstande ist. Darwin nahm nun an, daß die Männchen am ehesten zur Fortpflanzung gelangen, die vermöge dieser Eigenschaften von dem Weibchen vorgezogen werden. Das ist seine Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl, die Wallace verwirft und durch die der natürlichen Auslese ersetzt wissen möchte. Nach seiner Ansicht vermag nämlich der Sänger den größten Erfolg zu erzielen, der durch seine Gesundheit und Kraft den Gegner aus dem Felde schlägt. Nach Darwin wurden die sangeskundigsten, nach Wallace die kräftigsten Männchen ihre Eigenschaften vererben und dieser nach und nach zu immer größerer Ausbildung gelangen. Groos neigt mehr der erstern Anschauung zu, da offenbar die sexuell am meisten erregenden Männchen zur Fortpflanzung gelangen; selbstverständlich wirken aber die Gesundheit und Kraft dabei ebenfalls, doch mehr in zweiter Linie mit. Selbstverständlich braucht deshalb keine bewußte Auswahl von seiten der Weibchen angenommen zu werden. Im gleichen Sinne wie der Gesang wirkt auch die Farbenpracht; so erklärt Darwin die Erscheinung, daß gerade die besten Sänger ein unscheinbares Kleid tragen: Nachtigall, Grasmücken.

Sicher besteht bei den Männchen in der Ausübung ihrer Kunst ein gewisser Grad von Rivalität, von Eifersucht. Hiefür ein schlagendes Beispiel. Ein Buchfink lag auf einem Aestchen der Trauerweide, die im Friedhof Nordheim über die schwarz polierte Marmorplatte eines Grabsteines herabhing, seiner Kunst ob. Dabei sah er sein Spiegelbild, einen vermeintlichen Gegner oder Mitbewerber, auf den er nun aus Leibeskräften einhieb, so daß die Steinplatte, da er dieses Aestchen immer wieder als Sitz auswählte, mit Hunderten von Schnabelhieben sich bedeckte und sie stellenweise ihren Glanz völlig einbüßte. Dieser Anteil des Innenlebens, des Psychischen beim Gesang der Vögel macht es uns verständlich, daß der Vogel mit Leib und Seele, mit seiner ganzen Persönlichkeit dabei beteiligt ist. Sind doch schon Fälle vorgekommen, daß sie beim Gesang um die Wette tot hingefallen sind.

Ist der Vogelsang eine Sprache? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie wir den Begriff „Sprache" umschreiben. Verstehen wir darunter Lautäußerungen mit suggestiver Wirkung, so ist er eine Sprache; aber dann gehört auch das Rollen des Donners, das Rauschen des Waldes, das Knarren eines Rades dazu. So ist der Begriff offenbar zu weit gefaßt. Bezeichnen wir aber Sprachen als Mitwirkung von Bewußtseinsinhalten, so haben wir erst zu entscheiden, ob sich der Vogel der Ausübung seiner Kunst bewußt ist. Es fehlen uns zurzeit noch die Mittel, so etwas objektiv festzustellen. Also bleiben wir bis dahin am besten beim alten, allgemein verständlichen und zutreffenden Wort Gesang.

Im Dschungel-Urwald.

Wie eine dichte und undurchdringliche Wand steht der Urwald Nord-Siams auf allen Seiten meines leichten Tropenhauses. Düster, fast drohend liegt er da in seiner großartigen erdrückenden Pracht. Noch scheint der Wald wie ausgestorben, noch regt sich kein Leben; die Nachttiere sind schon zur Ruhe in ihr Versteck gegangen.

Es ist erst fünf Uhr früh, und man glaubt manchmal nach der erstickend schwülen Nacht einen leichten Wind zu spüren, der den nahenden Morgen ankündigt und Kühlung bringt. Nur wer diese ermattenden Tropennächte sich auf seinem Lager unruhig hin- und herwälzend verbracht hat, kann die Sehnsucht verstehen, die der hier ständig sein Leben verbringende Europäer nach Eis und Schnee des nordischen Winters hat. Drunten sammeln sich die Träger, kräftig gebaute Laos-Männer, mit kurzer Jacke und Panung bekleidet, das schwere Buschmesser mit der Schneide nach oben hinten im Gürtel. Von den Hüften bis zum halben Oberschenkel sind sie dunkel tätowiert, man sagt, daß diese Tätowierung bei der Arbeit auf den Flößen die — Badehose ersetzen soll. Sie sind einfache, ruhige Naturen, voller Vertrauen zu dem Europäer, ihrem Herrn.

Jetzt vergolden die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel der einzelnen sich hoch aus dem Gewirr erhebenden Urwaldstämme drüben auf dem Berge, und das Konzert der Vögel setzt ein; die Affen fangen an zu schreien, manche klagend hell, manche laut und drohend.

Wir marschieren ab, voran Patt, der pfadkundige eingeborene Jäger, sehnig und wortkarg. Vom Karawanenwege führt ein sogenannter Ochsenpfad in den Urwald entlang einem Bachbette. Zuerst ist er gut zu erkennen; man hat ab und zu eine breitere Stelle zu umgehen, an der sich das Wasser zwischen Felsblöcken gestaut hat; doch das dauert nicht lange, dann wird das Bachbett schmaler, nur mühsam sickert das Wasser zwischen moosüberspannenen Blöcken über dem dunklen, faulenden Laube dahin. Man muß vorsichtig am Rande von Fels zu Fels balanzieren. Ueber uns wölbt sich der Urwald in einem prächtigen grünen Dom, unten eine dämmerige Kühle schaffend.

Oft ist man gezwungen, durch das in kleinen Tümpeln stehende Wasser zu waten. Die Eingeborenen sind unbeschuht und bis über die Knie unbekleidet, ihnen macht das nichts, dem europäischen Schuhwerk ist solch ein Dschungelausflug dagegen durchaus nicht dienlich. Mit steigender Sonne entwickelt sich das Leben, und als wir nach zwei Stunden an einer jener Lichtungen anlangten, die von rastenden Ochsenkarawanen allmählich geschaffen worden sind, da ist das Urwaldvolk im vollen Tagestreiben. Der heimische Pirol und der Star mit dem gelben Fleck am Ohr mischen ihren Ruf mit dem Gezänk des lebhaften kleinen grünen Papageien, die Krähe krächzt und der Bussard zieht über uns seine Kreise, unzählige andere kleine Vögel beleben das dichte Gewirr der Pflanzen rundum. Mit knarrendem Geräusch läßt sich der riesige Nashornvogel im Geäst eines der Urwaldriesen nieder. Das ist so von Lianen durchzogen, von Orchideen und vielen anderen prächtigen Schmarotzern überwuchert, daß man das Tier nicht ausnehmen kann, um eine Kugel anzubringen. Rotbraune und graue Baumratten lugen aus dem Geäst nieder, das Volk der Käfer ist in tausend Arten vertreten und die Luft von Insekten belebt, die unablässig hin und her schwirren.

Der Schrei des wilden Hahnes bringt uns auf die Beine, und die Kletterei und Kriecherei beim Anpirschen beginnt. Bis jetzt schien das ein Kinderspiel, es war doch immer noch ein erkennbarer Pfad da, wenn man auch manchmal knietief durchs Wasser waten mußte. Bückend und kriechend kommt man nur langsam vorwärts; jetzt verfängt sich das eine Bein in einer der hinterlistigen Lianenschlingen, jetzt tapst der rechte Fuß in eins der verborgenen Sumpflöcher, daß es modrig mit Blasen aufquillt, dornenbewehrte Ranken reißen den Hut vom Kopf und halten die Aermel unerbittlich fest; kein Reißen hilft, man muß sie vorsichtig aushaken. Patt, der Jäger, gleitet indessen wie eine Schlange scheinbar mühelos durchs Gebüsch. Vor uns kräht und kollert der wilde Hahn seinen Liebesgesang, der uns wie Hohngeschrei klingt. Wer hätte gedacht, daß es so schwer ist, das trockene Laub zu vermeiden, um nicht unnötiges Geräusch zu erregen. Der Schweiß perlt von der Stirn und dicht vor uns balzt der Hahn, es kann kaum noch hundert Schritte weit sein, und doch ist es so schwer, näher heranzukommen.

Einen Augenblick herrscht Stille im Urwalde, der Warner hat seine Schuldigkeit getan. Der seltene, wilde Hahn, eines der farbenprächtigsten Tiere des tropischen Urwaldes, viel schöner und eleganter als sein zahmer Vetter in unseren Höfen, ist abgestrichen, und nur eine rötliche Wildtaube mit geradem Halsring kommt zum Schuß. Nur einige wenige Sekunden hat der Urwald geschwiegen, dann setzt das Konzert wieder voll ein; die schwarzen Gibbons drüben auf dem Berge scheinen wie besessen, bald klingt es, als ob ein des Nachts an der Kette liegender Hund den Vollmond anheult, bald klingt es wieder kurz und hell, als ob sie sich gottvoll amüsierten. Der Weg wird immer schwieriger.

Wir kommen in Bambus, die riesig langen Stöcke sind ausgedörrt, die Blätter fast trocken und gelb, wir befinden uns gerade am Ende der trockenen Zeit und alles lechzt nach Wasser. Manche Stengel haben haarartige Büschel von Fasern, die mischt die eifersüchtige Laosschöne dem untreuen Geliebten fein geschnitten ins Essen, dann stirbt er einen langsamen Tod, und niemand kann nachweisen, was mit ihm geschehen ist. Wenn der Waldbrand in diese Bambushaine gelangt, so klingt das Platzen der knochentrockenen Stengel wie nahes Gewehrfeuer. An anderen Stellen wieder wuchern die wilden Bananen mit in großen Dolden hängen